

F. PAUL WILSON
Der schwarze Prophet

Buch

Handyman Jack bekommt alle Hände voll zu tun, als gleich zwei Damen seine Hilfe in Anspruch nehmen: Zunächst wird er von der wohlhabenden Maria Roselli engagiert, um ihren Sohn Johnny zu suchen, den sie seit einiger Zeit vermisst. Delikater verspricht der zweite Auftrag zu werden, denn die Nonne Maggie wird mit kompromittierenden Fotos erpresst. Und da sie nicht über eigene Geldmittel verfügt, soll sie die Summen aus einem von ihr verwalteten Spendenfond begleichen. Jack kommt dem Erpresser schnell auf die Spur, denn mit Richie Cordova, dem Expolizisten und Kollegen in Sachen privater Ermittlungen, ist er schon öfter aneinander geraten. Jetzt mischt er wieder im Erpressungsgeschäft mit, und zwar diesmal mit den modernsten Hilfsmitteln wie Computer und Internet. Zwar gelingt es Jack, Cordovas Dateien zu löschen, doch damit fangen die Schwierigkeiten in diesem Fall erst so richtig an – während sich Jack gleichzeitig in die Sekte der Dormentalisten einschleichen muss, um den vermissten Sohn von Maria Roselli aufzuspüren. Denn Johnny Roselli war seit längerer Zeit Mitglied dieser so genannten Kirche, zu der auch einige der einflussreichsten Persönlichkeiten aus Unterhaltung, Sport und Politik gehören sollen. Skrupellos im Kampf gegen ihre Kritiker und Gegner, verfolgen die Dormentalisten ein geheimes Ziel, das nur ihr mysteriöser höchster Anführer kennt...

Autor

F. Paul Wilson ist preisgekrönter Autor einer Reihe internationaler Bestseller. Zu seinen bevorzugten Genres zählen Medizin- und Mystery-Thriller, vor allem seine beliebten Handyman-Jack-Romane. F. Paul Wilson ist praktizierender Arzt und lebt in New Jersey, USA.

Von F. Paul Wilson außerdem lieferbar:

Der Spezialist. Roman (35194), Die Kommission. Roman (35495), Im Kreis der Verschwörer. Roman (35730), Tollwütig. Roman (35567), Todesfrequenz. Roman (35881), Leiser Verdacht. Roman (36017), Die Prüfung. Roman (36062), Das Ritual. Roman (36097), Todessumpf. Roman (36247)

Weitere Romane sind in Vorbereitung

F. Paul Wilson

Der schwarze Prophet

Ein Handyman-Jack-Roman

Ins Deutsche übertragen
von Michael Kubiak

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel
»Crisscross«
bei Forge/Tom Doherty Associates, LLC, New York.

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Januar 2006 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der

Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Copyright © by F. Paul Wilson 2004

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2006
by Verlagsgruppe Random House GmbH

Published by arrangement with F. Paul Wilson

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur

Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: photonica/Special Photographers+Vaccaro (Collage)

Redaktion: Joern Rauser

V. B. · Herstellung: H. Nawrot

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN-10: 3-442-36378-0

ISBN-13: 978-3-442-36378-0

www.blanvalet-verlag.de

Für meine Mutter

(auch wenn sie einige Passagen entsetzlich finden wird)

Sonntag

1

Mit diesem kleinen Ausflug wich Jack von seiner üblichen Vorgehensweise bei einer ersten Kontaktaufnahme mit potenziellen Klienten ab. Doch diesmal rechnete er nicht mit Schwierigkeiten. Beekman Place galt wohl kaum als ein Unruheherd Manhattans.

Der Tag war so schön, dass er beschloss, zu Fuß zu gehen. Weit war es nicht. Nur zwei Meilen von seinem Apartment, und trotzdem ein Ausflug in eine völlig andere Welt, betrachtete man nur die Mieten. Eine Taxifahrt hätte ihn um all die Annehmlichkeiten dieses schönen Tages gebracht.

Der Herbst verstärkte seinen Griff nach der Stadt: kühlere Temperaturen, heftigere Winde... Pulloverwetter. Jacks Modell war preiselbeerrot, hatte einen V-Ausschnitt und passte wunderbar zu seinem blau-weiß karierten Oberhemd und der braunen Sporthose. Der typische Studentenlook. In Midtown war er niemals fehl am Platze. Mittellanges braunes Haar, mittelbraune Augen, mittelgroß, von mittlerer Statur. An ihm war einfach nichts Besonderes. Gerade so mochte er es am liebsten. Er war praktisch unsichtbar.

Der sommerliche Dunst hatte sich nach Süden verzogen und dem Mittagshimmel zu einem grellen Blau verholfen. Rotes und gelbes Laub flatterte von Baumästen herab und sämtliche Duane-Reade-Filialen hatten Gespenster, Kobolde und Spinnennetze in den Schaufenstern. Der offizielle Hallo-

ween-Countdown war auf weniger als zwölf Stunden zusammengeschrumpft.

Erst gestern hatte Vicky ihr Hexenkostüm anprobiert – grüne Haut, eine mit Warzen übersäte Nase, eben die ganze hässliche Pracht – und es Jack vorgeführt. Neun Jahre alt und mit Riesenschritten dem vierzigsten Geburtstag entgegenstrebend, liebte sie Verkleidungen und – dies war eine richtig leidenschaftliche Liebe – Süßigkeiten. Halloween war der einzige Tag des Jahres – nun ja, vielleicht kam auch noch Weihnachten dazu –, an dem Gia zuließ, dass das Leckermaul ihrer Tochter den Speiseplan bestimmte. Schon am 1. November hieß es wieder: zurück in die Wirklichkeit! Fleischlose Boca Burger, Buchweizengrütze, Bohnen und ein – nur ein einziges – Bonbon zum Nachtisch.

Und für mich, dachte Jack, einen Whopper mit doppelt Käse, bitte.

Er war die Central Park West heruntergekommen, vorbei an der Kundgebung auf einer der Wiesen des Parks, die von lautem Jubel begleitet wurde. So war er in Richtung Osten zur First Avenue gewandert und hatte dann den Weg zur Innenstadt eingeschlagen. Der Trump Tower füllte fast sein gesamtes Gesichtsfeld aus, als er nach links auf die East Fifty-first einbog. Eine Straße weiter erreichte er schon Beekman Place. Sie erstreckte sich zwischen Fifty-first und Forty-ninth. Zwei ganze Blocks lang.

Er kam sich vor, als sei er nach einem Catch-Turnier in einer Bibliothek gelandet. Das geschäftige, unverhohlen profitorientierte Treiben der First Avenue war verschwunden und wurde durch ruhige Bürgersteige ersetzt, die herbstlich gefärbte Bäume säumten. Er hatte sich mit ein paar Klicks bei Google über diese Gegend informiert, ehe er sich hierher auf den Weg gemacht hatte. Sie hatte eine interessante Geschichte. Nathan Hale war vor seiner Hinrichtung in einer

dieser Villen gefangen gehalten worden. Billy Rose hatte hier gewohnt, ebenso Irving Berlin, allerdings beherbergte sein altes Haus jetzt die bei den UN akkreditierte luxemburgische Botschaft.

Jack spazierte an Hauseingängen vorbei, die mit Vordächern ausgestattet waren und von livrierten Türstehern bewacht wurden, bis er die Klinker- und Granitfassade von Beekman Place 37 erreichte. Er grüßte den südamerikanisch wirkenden Portier in seiner grauen Uniform mit einem flüchtigen Kopfnicken.

»Kann ich Ihnen behilflich sein, Sir?« Sein Englisch wies nur den Hauch eines spanischen Akzents auf. Das Namensschild auf seiner linken Brust identifizierte ihn als *Esteban*.

»Ich möchte zu Mrs. Roselli. Sie erwartet mich.«

Esteban ging ins katedralenhaft hallende Foyer voraus: weißer Marmorfußboden, weiße Marmorwände, weiße Marmordecke. Er nahm den Hörer eines an der linken Foyerwand installierten Haustelefons ab. »Und wen soll ich melden?«

»Jack.«

»Darf ich Ihren Nachnamen erfahren, Sir?«

»Nur Jack. Wie ich schon sagte, sie erwartet mich.«

Der Portier musterte ihn zweifelnd, drückte jedoch zwei Nummerntasten. »Ms. Roselli? Hier unten ist ein ›Jack‹, der zu Ihnen möchte.«

Esteban lauschte einige Sekunden lang, dann hingte er ein. »Apartment Eins-A, Sir.« Er deutete auf einen Korridor, der vom Foyer abzweigte. »Die erste Tür rechts.« Er betrachtete Jack neugierig. »Sind Sie ein Verwandter?«

»Nein. Wir sind uns nie begegnet. Warum fragen Sie?«

»Reine Neugier. Ich arbeite hier schon seit zwei Jahren, aber Sie sind der erste Besucher, der zu ihr will. Eine nette Lady. Sie werden sie mögen. Allererste Klasse.«

Schön, das zu hören, dachte Jack. Für nette Ladys zu arbei-

ten war immer leichter als für weniger nette. Am Spätnachmittag hatte er noch einen Termin mit einer anderen netten Klientin.

Bislang jedoch war Maria Roselli ein einziges Rätsel. Sie hatte ihm über die Kontaktseite seiner Website eine E-Mail mit einer Telefonnummer geschickt und hinzugefügt, es sei dringend. Als Jack sie zurückrief, war sie seiner Frage, wer ihn empfohlen hätte, beharrlich ausgewichen und hatte dafür mehrmals wiederholt, sie mache sich große Sorgen wegen ihres Sohns und brauche dringendst Jacks Hilfe.

Sie war schon die zweite Klientin in zwei Tagen, die sich weigerte, ihm zu verraten, wer ihr seine Adresse gegeben hatte. Jack wusste immer gern, wie seine Kunden es geschafft hatten, ihn aufzustöbern. Seine Dienstleistungen gehörten nicht gerade zu denen, die man gewöhnlich im Anzeigenteil der *Times* finden konnte. Er hatte sich im Laufe der Zeit eine Reihe von Feinden gemacht, daher begegnete er Kunden, die sich ohne überprüfbare Referenzen bei ihm meldeten, mit größter Wachsamkeit.

Beekman Place allerdings... die Klasse von Leuten, die glaubten, mit ihm noch ein Hühnchen rupfen zu müssen, wohnten nicht in den Eigentumswohnungen der East Side, die siebenstellige Beträge kosteten.

Also hatte er eingewilligt, sich mit Maria Roselli zu treffen, ohne eine Ahnung zu haben, wer sie an ihn verwiesen hatte. Er willigte außerdem ein, sie in ihrer Wohnung zu besuchen. Sie hatte erklärt, sie sei körperlich behindert, so dass es für sie mit größeren Beschwerden verbunden sei, ihn woanders zu treffen.

Das hatte ihm zwar auch nicht gefallen, aber da war etwas in ihrer Stimme gewesen, das ...

Wie dem auch sei, hier stand er nun. Er klopfte an die Tür von 1A, ein Hund schlug an.

Eine weibliche Stimme auf der anderen Seite der Tür befahl: »Sei still, Benno. Alles in Ordnung.«

Zur Hölle, dachte Jack. Schon wieder eine Frau mit einem Hund.

Vielleicht sollte er einfach kehrtmachen und verschwinden.

Die Stimme wurde lauter. »Kommen Sie herein. Es ist offen.«

Er holte tief Luft und streckte die Hand nach dem Türknauf aus. Ich kann mir ja ruhig mal ansehen, um was es überhaupt geht. Bisher hatte er sich zu nichts verpflichtet. Nichts hielt ihn davon ab, sich auf Nimmerwiedersehen zu verabschieden, wenn ihm die Umstände nicht zusagten.

2

Eine knochige dunkelhaarige Frau Mitte bis Ende fünfzig saß auf dem dünnen Sitzpolster eines Stuhls mit gerader Rückenlehne. Die beiden faltigen, von der Gicht verkrümmten Hände ruhten auf dem silbernen Griff eines Krückstocks aus Holz. Dunkle Augen und eine lange Nase mit leicht gerundeter Spitze fielen in einem aufgedunsen wirkenden Gesicht auf, das ganz und gar nicht zu ihrem hageren, gebrechlichen Körper passte.

Dicht neben ihr hockte ein Rottweiler von der Größe und Figur eines Feuerhydranten. Er bellte einmal, dann gab er sich damit zufrieden, Jack mit unbarmherzigem Basiliskenblick zu beobachten.

»Sie entsprechen aber ganz und gar nicht meinen Erwartungen«, gab die Frau zu, während Jack die Tür hinter sich schloss.

Die Halskrause ihres weißen Rollkragenpullis bauschte sich um ihren faltigen Hals. Sie trug eine lange Hose – goldenbeige – und braune Schuhe. Jack hatte nicht viel Ahnung von Damenmode, doch ihre Kleider, obwohl schlicht und rein funktionell, signalisierten Qualität und *Geld*.

Genauso verhielt es sich mit der Wohnung. Die Inneneinrichtung enthüllte, dass sie oder ihr Mann unter einer schweren Form der Sinophilie litten – das Wohnzimmer war voll gestopft mit orientalischen Paravents, Statuen, gemeißelten steinernen Köpfen, Lithographien, Tempelbildern, Intarsientischen aus Teak- und Ebenholz, alle fleckenlos und ganz und gar auf Hochglanz poliert.

... entsprechen nicht meinen Erwartungen ...

Jack hörte das sehr oft. Leute mit Problemen riefen jemanden namens Handyman Jack zu Hilfe und erwarteten den Besuch eines Bo-Dietl-Klons, dem man den Privatdetektiv schon von weitem ansah. Tut mir Leid, damit kann ich nicht dienen.

»Und was haben Sie erwartet?«

»Keine Ahnung. Sie sehen so vollkommen ... durchschnittlich aus.«

»Vielen Dank.« Er verwendete sehr viel Mühe auf sein durchschnittliches Aussehen. Durchschnittlich war gleichbedeutend mit unsichtbar. »Liege ich richtig, dass Sie Maria Roselli sind?«

Sie nickte. »Ich hätte Sie gern zum Mittagessen eingeladen, aber meine Haushälterin ist krank und heute nicht zur Arbeit erschienen. Bitte, nehmen Sie Platz.«

»Nicht so eilig.«

Er trat zum Panoramafenster. Unten floss der East River, dahinter erstreckte sich Queens. Er musste einiges über diese Lady in Erfahrung bringen, ehe er sich mit ihr einließ, hatte aber keine Ahnung, wie er dieses Thema anschneiden sollte.

Er blickte nach unten und entdeckte eine Grünanlage mit einer Hundewiese.

»Hübscher kleiner Park.«

»Das ist der Peter Detmold Park. Benno liebt ihn geradezu.«

Jack wandte sich um und betrachtete ihre zerbrechliche Figur. »Gehen Sie oft mit ihm spazieren?«

Ihre Miene verdüsterte sich und sie schüttelte den Kopf. »Nein. Esteban lässt ihn vor und nach seiner Schicht draußen im Park herumlaufen. Die beiden mögen sich.«

»Kann ich mir gut vorstellen.« Er konnte genauso gut auch gleich zur Sache kommen. »Kennen Sie eine ältere Frau namens Anya?«

Maria Rosellis Stirn legte sich in nachdenkliche Falten. »Ich glaube nicht. Wie lautet ihr Nachname?«

»Mundy.«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Ich kenne niemanden, der so heißt.«

»Wirklich nicht?«

»Nein. Warum fragen Sie?«

»Kein besonderer Grund.«

Aber das stimmte nicht. Während der vergangenen vier oder fünf Monate waren drei Frauen mit Hunden in sein Leben getreten – eine Russin, eine jüngere Inderin und eine Jüdin aus Long Island. Jede hatte über Jacks Leben und die kosmische Lage besser Bescheid gewusst, als man von ihnen hätte erwarten können. Da stellte er sich unwillkürlich die Frage, ob er es jetzt mit einer vierten Frau von der gleichen Sorte zu tun hatte.

In New York gibt es allerdings viele Hundehalterinnen. Nicht alle konnten rätselhaftes Hexenwesen mit übernatürlichem Wissen sein. Eine Frau mit einem Hund konnte auch genauso gut jemand sein, der Haustiere liebte und sich zufälligerweise für einen Hund entschieden hatte.

»Eine Frage noch: Woher haben Sie meinen Namen und meine Telefonnummer?«

»Von jemandem, der es vorzieht, nicht näher identifiziert zu werden.«

»Das muss ich aber wissen, ehe wir weitermachen.«

Sie senkte den Blick. »Ich brauche Ihre Hilfe. Können wir eine Abmachung treffen? Ich beantworte Ihre Frage, wenn Sie meinen Sohn gefunden haben.«

O Gott. Eine Vermisstensuche. Das fiel überhaupt nicht in Jacks Ressort.

»Mrs. Roselli, ich ...«

»Bitte, nennen Sie mich Maria.«

»Okay, Maria. Vermisste werden viel effektiver von der Polizei gesucht. Man braucht Zugang zu Computern, Datenbanken, Netzwerken, also zu Einrichtungen, über die ich nicht verfüge. Daher ...«

»Ich will die Polizei nicht in diese Sache hineinziehen. Zumindest jetzt noch nicht. Ich habe eine ziemlich genaue Vorstellung, wo er ist, aber ich kann keine Verbindung zu ihm aufnehmen. Wenn er wohlauf ist, und das ist durchaus möglich, möchte ich ihm keine Schwierigkeiten bereiten.«

Keine Cops... das fing ja recht gut an. Jack ließ sich in den Sessel sinken, den sie ihm angeboten hatte. Er würde sich das Ganze erst einmal in Ruhe anhören.

»Okay, Maria. Was glauben Sie denn, wo er sich aufhält?«

»Kann ich Ihnen vorher etwas zu trinken anbieten?«

»Gern.«

»Tee?«

Ihm wurde bewusst, dass er seine gewohnte Dosis Koffein noch nicht intus hatte.

»Nun, gegen eine Tasse Kaffee hätte ich nichts einzuwenden, wenn bei Ihnen so etwas zu bekommen ist.«

»Ich habe grünen Tee, und den kriegen Sie auch. Der ist

für Sie viel besser als Kaffee. Die im Tee enthaltenen Stoffe bremsen den Alterungsprozess, wissen Sie das?«

Grünen Tee trank Jack eigentlich nur, wenn er ein chinesisches Restaurant besuchte. Aber was sollte es? Gewohnheiten waren dazu da, gebrochen zu werden.

»Okay. Dann eben Tee.«

»Schön. Sie können mir auch eine Tasse zubereiten, wenn Sie schon dabei sind.« Sie deutete auf seine linke Seite. »Der Kessel steht in der Küche.«

Jack verspürte den Drang, ihr zu entgegnen, was sie von ihm aus mit dem Kessel tun könne. Doch ein Blick auf die knotigen, verkrümmten Finger vereitelte seine Absicht.

»Klar. Warum nicht?«

Während er in Richtung Küche ging, quälte sie sich auf die Füße und humpelte mit Hilfe ihres Krückstocks hinter ihm her. Benno folgte ihr.

»Ich will zuerst von Johnny erzählen.«

»Johnny? Wie alt?«

»Dreiunddreißig. Er ist ein guter Junge. Wirklich. Ich weiß, dass alle Mütter das über ihre Kinder sagen, aber er ist tatsächlich ein guter Kerl, trotz seiner besonderen Lebensumstände. Ich habe mein Vermögen auf die altmodische Art und Weise erworben.« Sie lächelte ein wenig verkniffen. »Geerbt. Kurz vor seinem Ableben hat Johnnys Vater für ihn ein Treuhandvermögen angelegt, das ihm nach erfolgreichem Abschluss seines Studiums zur Verfügung stehen sollte. Als er seine Prüfungen ablegte – *cum laude* –, wurde er sofort Millionär.«

Na wunderbar, dachte Jack. Er sollte also ein verwöhntes Jüngelchen von über dreißig suchen. Was nun als Nächstes käme, konnte eigentlich nur noch schlimmer sein. Am liebsten wäre er gleich zur Tür gegangen, doch er hatte ihr schon eine Tasse Tee versprochen. Daher ließ er sie weiterreden.

»Aber er hat es nicht verplempert. Er besaß einen ausgeprägten Geschäftssinn, daher wurde er Börsenmakler bei Merrill Lynch, Paine Webber, Morgan Stanley oder wie immer diese großen Firmen heißen. Ich kenne mich in solchen Dingen nicht sehr gut aus. Es ist ohnehin egal. Wichtig bleibt nur, dass er überaus erfolgreich war. Er verwaltete sowohl mein als auch sein Geld und hatte Ende der neunziger Jahre mein Vermögen auf einen Stand gebracht, den ich nur als unanständig bezeichnen kann.« Ein weiteres verkniffenes Lächeln huschte über ihr Gesicht. »Na ja, fast unanständig. Gott allein weiß, wie viel Johnny selbst wert war.«

Das ist ja noch besser, dachte Jack säuerlich. Sie möchte, dass ich einen Gordon-Gekko-Klon suche.

Die Küche war klein, jedoch mit einer Dacor-Kochzeile und einem Sub-Zero-Kühlschrank samt Glastür ausgestattet. Sie deutete auf einen Eckschrank. »Der Tee steht im ersten Fach.«

Jack fand eine Dose mit der Aufschrift *Green Tea* in roten Lettern. Es waren die einzigen englischen Worte, der Rest war Chinesisch. Während er die Dose aus dem Schrank nahm, bemerkte er ungefähr ein Dutzend Tablettenfläschchen auf der Anrichte. Maria musste seinem Blick gefolgt sein.

Sie hob eine ihrer verkrümmten Hände. »Rheumatische Arthritis. Das ist kein Spaß. Die Medikamente, von denen mir nicht schlecht wird, verhelfen mir zu diesem Mondgesicht.«

Aus der Nähe konnte Jack jetzt ein Netz roter Flecken um ihre Nase und auf ihren Wangen erkennen. Er verspürte einen Anflug schlechten Gewissens, weil er auf ihre Bitte, Tee zuzubereiten, so ablehnend reagiert hatte. Marias Hände sahen aus, als wären sie nicht mehr zu allzu viel zu gebrauchen. Nur gut, dass sie Geld hatte.

»Wie kommen Sie an Lebensmittel, wenn Ihre Haushälterin nicht da ist?«

»So wie alle anderen Leute. Ich lasse sie hierher liefern.«

Während er den Wasserkessel füllte, sagte Jack: »Zurück zu Ihrem Sohn. Ich könnte mir vorstellen, dass wenn jemand verschwindet, der solchen Einfluss hat, eine ganze Menge Leute nach ihm suchen. Vor allem seine Kunden.«

»Er ist nicht verschwunden. Er hat aufgehört. Trotz des Geldes, das er verdiente, überkam ihn irgendwann eine große Ernüchterung. Er erzählte mir, er sei es leid, ständig belogen zu werden – und zwar sowohl von den Firmen als auch von den verschiedenen Abteilungen seines eigenen Betriebs. Er hatte das Gefühl, niemandem in der Branche mehr trauen zu können.«

Demnach war Johnny wahrscheinlich doch kein Gekko. Es klang, als besäße er so etwas wie ein Gewissen.

»Ich nehme an, dieser Wandel fand vor Enron statt.«

Sie nickte. »Nachdem ich durch Johnny von all diesen betrügerischen Geschäftspraktiken erfahren hatte, konnte mich der Enron-Skandal kaum noch überraschen.«

Jack fand zwei goldgeränderte Porzellantassen – offenbar aus alter chinesischer Herstellung – und legte in jede einen Teebeutel.

»Er machte also Schluss, und was tat er dann?«

»Ich glaube, er ... er hatte eine Art Zusammenbruch oder schnappte über, wie immer man es ausdrücken will. Er verteilte einen großen Teil seines Vermögens an wohltätige Organisationen, arbeitete in Suppenküchen für Obdachlose, trat für einige Zeit zum Buddhismus über, doch er schien nicht finden zu können, wonach er suchte. Dann ging er zu den Dormentalisten, und plötzlich änderte sich alles.«

Die *Dormentalisten*... wer hatte nicht schon mal von ihnen gehört? Man konnte ja keine Zeitung aufschlagen und

keinen Meter mit der U-Bahn fahren, ohne auf ihre Anzeigen oder Werbeposter zu stoßen. Dauernd geschah es, dass irgendein Filmstar oder Sänger oder ein berühmter Wissenschaftler seine oder ihre neue Mitgliedschaft in dieser Dormentalist Church öffentlich verkündete. Und die Großtaten und öffentlichen Erklärungen ihres pompösen Gründers Cooper Blascoe hatten auch jahrelang reichlich Stoff für die Klatschspalten geliefert. Allerdings hatte Jack schon seit einiger Zeit kaum noch etwas von ihm gehört.

»Meinen Sie, diese Sektenheinis könnten Ihrem Sohn etwas angetan haben?«

Immer wieder waren in den Zeitungen Berichte über merkwürdige Vorgänge innerhalb der Sekte zu lesen – Bewusstseinskontrolle und Erpressung schienen an erster Stelle zu stehen. Doch diese Anschuldigungen hatten bislang keine weiteren Folgen gehabt.

»Ich weiß es nicht. Ich möchte einfach nicht glauben, dass irgendwer Johnny etwas angetan hat, vor allem nicht die Dormentalisten.«

»Warum? Was ist an ihnen Besonderes?«

»Sein Beitritt zu den Dormentalisten hat ihn regelrecht umgekrempelt. Ich hatte ihn nie zuvor so glücklich und so zufrieden mit dem Leben und mit sich selbst erlebt.«

Der Kessel pfiff, als das Wasser zu sieden begann. Jack füllte die Tassen.

»Ich habe schon gehört, dass einige Kulte so etwas bewirken können.«

»Ich lernte sehr schnell, diese Gemeinschaft vor Johnny nicht als Kult oder Sekte zu bezeichnen. Das hat ihn sehr geärgert. Er erklärte immer wieder, es sei eine Kirche, eine Religion, kein Kult, und dass sogar unsere Regierung diese Gruppierung als Religionsgemeinschaft anerkannt habe. Für mich war und blieb es jedoch bis heute ein Kult, eine Sekte.

Aber ich habe nicht länger darüber nachgedacht. Wenn Johnny damit glücklich war, dann wollte auch ich zufrieden sein.«

»War? Ich nehme an, einige Dinge hatten sich mittlerweile geändert.«

»Nicht einige Dinge – Johnny selbst veränderte sich. Er hat den Kontakt zu mir stets aufrechterhalten. Zwei- bis dreimal in der Woche rief er mich an, um sich zu erkundigen, wie es mir ging, und um mir etwas über den Dormentalismus zu erzählen. Ständig versuchte er, mich dafür zu gewinnen und zum Beitreten zu überreden. Mindestens tausendmal muss ich ihm erklärt haben, dass ich kein Interesse daran hätte, aber er bedrängte mich weiter, bis...« Sie presste die Lippen aufeinander, Tränen traten ihr in die Augen. »Bis er sich zurückzog.«

»Einfach so? In der einen Woche noch drei Anrufe und in der nächsten Woche gar nichts mehr?«

»Nein. Nicht so abrupt. Die Anrufe wurden seltener, während er sich veränderte.«

»Inwiefern?«

»Im Laufe der letzten Monate wurde er zunehmend abweisend und seltsam. Er bestand plötzlich darauf, dass ich ihn ›Oroont‹ nenne. Können Sie sich das vorstellen? Sein ganzes Leben lang war er Johnny Roselli, und jetzt reagiert er ausschließlich auf den Namen Oroont. Seit zwei Wochen rief er gar nicht mehr an, da habe ich am vergangenen Sonntag mein Glück versucht. Ich habe mindestens ein Dutzend Nachrichten hinterlassen, aber er ruft einfach nicht zurück. Ich besitze einen Schlüssel zu Johnnys Wohnung, daher habe ich am Mittwoch Esteban hingeschickt, zum Nachschauen. Sie wissen schon, falls Johnny krank ist oder, um Gottes willen, tot. Aber er fand das Apartment völlig leer vor. Nichts war mehr dort, keine Möbel, gar nichts. Er war

ausgezogen und hatte es mir nicht einmal mitgeteilt. Ich weiß aber, dass es etwas mit den Dormentalisten zu tun hat.«

»Woher wollen Sie wissen, dass er nicht aus diesem Verein ausgetreten und nach Kalifornien oder Mexiko oder Macchu Picchu verschwunden ist?«

Maria schüttelte den Kopf. »Dafür hat er das Ganze zu ernst genommen, er war ein wahrer Gläubiger.« Sie deutete mit einem Kopfnicken auf die Tassen. »Der Tee hat lange genug gezogen. Seien Sie so nett und bringen Sie die Tassen ins Wohnzimmer.«

Mit einer Tasse und einer Untertasse in jeder Hand folgte Jack Benno, der hinter Maria hertrötete. Während sie sich in ihren hochlehnigen Sessel sinken ließ, stellte Jack die Tassen auf die Tischplatte eines orientalischen Kaffeetisches mit geschwungenen Beinen, die mit verschlungenen Intarsien geschmückt war.

»Er ist noch dort«, sagte sie.

»Wo?«

»In ihrem New Yorker Tempel – auf der Lexington Avenue. Ich weiß es. Ich kann es fühlen.« Eine ihrer verkrümmten Hände schob sich in eine Hosentasche und tauchte mit einem Foto wieder auf. Sie reichte es Jack. »Da. Das ist er.«

Jack sah einen schlanken, sehr ernsthaft dreinblickenden dunkelhaarigen Mann. Die dunklen Augen und die leicht knollenförmige Nase bewiesen eine starke Ähnlichkeit zu Maria. Er schien ungefähr in Jacks Alter zu sein.

»Ich war erst neunzehn, als ich ihn zur Welt brachte. Vielleicht standen wir uns viel zu nah, während er aufwuchs. Vielleicht habe ich ihn auch zu sehr verhätschelt. Aber nach Georges Tod war er alles, was ich hatte. Wir waren unzertrennlich, bis er mich verließ und aufs College ging. Das brach mir fast das Herz. Aber ich wusste, dass er das Nest verlassen und sich sein eigenes Leben aufbauen musste. Ich

hatte nur niemals erwartet, ihn an irgendeine spinnerte *Sekte* zu verlieren.« Sie spuckte das Wort regelrecht aus.

»Daraus schlieÙe ich, dass er weder eine Frau noch Kinder hat.«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Er sagte, er warte auf die richtige Frau. Ich nehme an, er hat sie bis heute nicht gefunden.«

Vielleicht war sein Verhältnis zu Mami aber auch nur viel zu eng gewesen.

Maria musterte ihn über den Rand ihrer Teetasse hinweg. »Aber ich will, dass er gefunden wird, Mr... Ich habe Ihren Nachnamen nicht behalten.«

»Einfach Jack, das reicht völlig.« Er seufzte. Wie sollte er es ihr sagen? »Ich weiß nicht, Maria. Es scheint, als könnten Sie für Ihr Geld viel mehr bekommen, wenn Sie jemanden anders zu Rate ziehen würden.«

»Wen? Sagen Sie es mir. Das können Sie nicht, oder? Sie brauchen nichts anderes zu tun, als irgendwie in den Tempel der Dormentalisten hineinzukommen und Johnny zu suchen. Was kann daran so schwierig sein? Es ist nur ein einziges Gebäude.«

»Ja, aber es ist eine weltweite Organisation. Möglich, dass er gar nicht dort ist. Er könnte zum Beispiel in die Filiale in Sambia oder wer weiß wohin geschickt worden sein.«

»Nein. Er ist in New York, ich weiß es genau.«

Jack trank von seinem bitteren Tee und fragte sich, wie sie ihrer Sache so sicher sein konnte.

»Warum rufen wir nicht einfach im New Yorker Tempel an und erkundigen uns, ob er noch dort ist?«

»Das habe ich längst versucht. Sie erklärten mir, sie gäben keinerlei Informationen über die Mitglieder der Religionsgemeinschaft heraus – sie wollten noch nicht einmal bestätigen, dass Johnny ein Mitglied ist. Ich brauche jemanden, der

sich dort hineinschleicht und ihn sucht.« Sie fixierte Jack mit ihren dunklen Augen. »Ich zahle Ihnen fünfundzwanzigtausend Dollar im Voraus, damit Sie das tun.«

Jack blinzelte. Fünfundzwanzig Riesen...

»Das ... das ist um einiges mehr, als ich normalerweise berechne, Maria. Sie brauchen nicht...«

»Das Geld bedeutet mir nichts. Den Betrag zahle ich sozusagen aus der Portokasse. Ich verdopple ihn, zahle auch das Dreifache, wenn...«

Jack hob die Hand. »Nein-nein. Es reicht schon.«

»Sie werden Unkosten haben, und vielleicht können Sie den Rest benutzen, um jemandem, der sich Ihre Dienste nicht leisten kann, das Honorar zu erlassen. Das Geld interessiert mich wirklich nicht, nur *suchen... Sie... meinen... Sohn!*«

Sie unterstrich die letzten vier Worte, indem sie die Spitze ihres Krückstocks auf den Fußboden stieß. Benno, der sich neben ihrem Sessel ausgestreckt hatte, sprang von seinem Nickerchen auf und sah sich angriffslustig um.

»Okay.« Jack reagierte auf ihre schmerz erfüllte Miene, auf die Not, die in ihren Augen lag. »Angenommen, ich finde auch einen Weg in den Tempel, und weiter angenommen, ich finde Ihren Sohn. Was dann?«

»Bestellen Sie ihm, er soll sich bei seiner Mutter melden. Und danach berichten Sie mir, dass Sie ihn gefunden haben und wie es ihm geht.«

»Und das soll alles sein? Mehr nicht?«

Sie nickte. »Das ist alles. Ich will nur wissen, ob er lebt und wohlauf ist. Wenn er mich nicht anrufen will, dann wird es mir zwar sicher das Herz brechen, aber wenigstens werde ich die Nächte dann wieder durchschlafen können.«

Jack leerte seine Tasse Tee in einem Zug. »Na gut, das beruhigt mich.«



F. Paul Wilson

Der schwarze Prophet

Ein Handyman-Jack-Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 640 Seiten, 11,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-442-36378-0

Blanvalet

Erscheinungstermin: Dezember 2005

Handyman Jack wird von der wohlhabenden Maria Roselli engagiert. Er soll ihren Sohn Johnny suchen, der in die Fänge einer unheimlichen Sekte geraten ist. Gleichzeitig tritt die Nonne Maggie auf den Plan, die von Jacks altem Widersacher Richie Cordova mit kompromittierenden Fotos erpresst wird. Jack muss erkennen, dass beide Fälle nicht so leicht zu lösen sind, wie es zunächst schien. Und als er sich auf der Suche nach Johnny in die Sekte einschleicht, gerät er bald in den Bannkreis eines mysteriösen Anführers, der seine geheimen Ziele mit skrupelloser Härte verfolgt ...

Der neue Mystery-Thriller von F. Paul Wilson: fesselnd bis zur letzten Seite und mit einem kräftigen Schuss »Pulp Fiction«.